

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1894

25 (26.1.1894)

Beilage zu Nr. 25 der Karlsruher Zeitung.

Freitag, 26. Januar 1894.

„Jolanthe“ von Peter Tschaikowsky und „Die Nürnberger Puppe“ von Adolph Adam.

Seit dem Siegeszuge der „Cavalleria rusticana“ und der „Pagliacci“ haben ein- und zweifelhafte Opern bei dem zerstreuten, lustigen Publikum wieder hohes Ansehen gewonnen, und die Theaterleitungen scheinen mit dem rastlosen Hervorholen älterer und neuerer Ein- und Zweifelhafte bei der praktischen Durchführung des Wortes: „Gebt ihr ein Stück, so geht es gleich in Stücken“ angesetzt zu sein. So haben wir an unserer Hofbühne in kurzer Zeit die einaktigen Opern „Die Magd als Herrin“ (1731) von Pergolesi, „Bastien und Bastienne“ (1768) von Mozart, „Der portugiesische Galhof“ (1798) von Cherubini, „Albal“ (1806) von Mehul, „Sicilianische Bauernehe“ (1890) von Mascagni und „Fürst und Sänger“ (1893) von Motz, sowie eine größere Anzahl zweifelhafte Opernwerke von Donizetti, Leoncavallo, Smetana, Albert und Humperdinck vorüberziehen gesehen, und zur Ausfüllung eventueller Lücken in diesem Ueberblick über die historische Entwicklung des kleinen Operngenres sollen nun als Hervorhebung zum Geburtstag Seiner Majestät des Kaisers noch zwei Einakter in Szene gesetzt werden. Im allgemeinen scheint uns die künstlerische Berechtigung dieses Genres sehr anfechtbar zu sein, da mit Ausnahme von Mascagni's ungemein geschickt entworfenen Werke alle vorerwähnten, trübe Stoffe behandeln, entweder in einem kurzen Opernacte zu vollem Ausleben gelangen, und nach unserer Ueberzeugung dürfte somit allein die „fomische“ einaktige Oper als legitime Nachfolgerin des Singspiels und des Vaudevilles sich dauernd lebensfähig erweisen.

Der erst im November des vorigen Jahres verübene russische Komponist Peter Iljitsch Tschaikowsky hat einige zehn Opern geschrieben, von denen in Deutschland, so viel wir wissen, nur der dem Publikum'schen Gedichte nachgebildete „Cugen Dugin“ und die aus Denis Herg's Drama „König René's Tochter“ herorgegangene „Jolanthe“ zur Aufführung gelangt sind. Letztere ist des Komponisten letzte dramatische Schöpfung und kaum ein Jahr vor seinem Tode von ihm vollendet worden. Was ihr vor anderen und musikalisch bedeutenderen Opern Tschaikowsky's die deutschen Bühnen erschlossen hat, ist ihr Libretto, die durch des dänischen Dichters Drama in Deutschland so bekannt gewordene anmutige Legende von dem blinden und durch Erblinden des Lichtes sehend werdenden Königskinde. Das Wortdrama „König René's Tochter“ forderte in seinem rein lyrischen Stimmungscharakter geradezu die Mitwirkung der Herzogin-Fürstinin Musik heraus, und wiewohl wir leider Tschaikowsky's etwas erfindungsarme und in ihren melodischen Bindungen zum Teil nicht recht vornehme Komposition nicht als eine ganz würdige Vertonung des sumigen Gedichtes anerkennen vermögen, so glauben wir doch, daß „Jolanthe“ auch in diesem neuen, fastberühmten Gewände von einem ideal gestimmten Publikum herzlich bewillkommen werden wird.

Die Fabel der Oper ist in Kürze folgende. René, König der Provence, läßt seine blinde Tochter Jolanthe in einem einsamen Waldschloß der „Bogesen“ in treuer Hut ihrer Amme Marthe und einiger Gespielen vor aller Welt verborgen aufwachsen. Marthe's Gatte, der Pförtner Bertram, hat frengen Befehl, Niemanden Einlaß zu gestatten, und über der Pforte hat der König zudem die Warnung einmeißeln lassen: „Wer hier auch sein, ist dich hinweg zu heben, wer hier den Eintritt wagt, der büßt es mit dem Leben.“ Niemand darf der Unglücklichen gegenüber von Licht, Farbe und allem Zauber des Sehvermögens sprechen, und Jolanthe's eigene zweifelhafte Fragen: „ob denn die Augen dem Menschen nur zum Weinen verliehen wären?“ werden ausweichend und beschwichtigend beantwortet. So hofft der König es zu erzwingen, daß Jolanthe's Blindheit ihr selbst und dem ihr schon im frühesten Kindesalter angeerbten Hergag Robert von Burgund, vorläufig wenigstens, ein Geheimniß bleibe.

Beim Aufstehen des Vorhanges befindet sich Jolanthe mit Brigitte und den Freundinnen und Dienerrinnen, Fräulein Pfändchen, im üppig schönen Garten ihres heimlichen Abths. Spielleute machen Musik, die Mädchen sammeln Blumen, aber Jolanthe ist müde und schlummert. Dankbar empfindet sie die Liebe, die alle ihr entgegenbringen, aber ihre Seele ist schmerzhaft. Ein unbewußtes Weiden und Schreien läßt sie allüberall aus dem Stimmton der sie umgebenden Natur, aus dem Gesänge der Vögel und aus dem Rauschen des Waldstromes schmerzliche Klagen herausdröhen, und rübersehend bittet sie Brigitte, ihr das alte Lieblinglied zu singen. Brigitte und die Freundinnen willfahren diesem Wunsche und singen ein einfach inniges Wiegenlied, bei dessen Klängen Jolanthe einschlüft und dann schlafend von den Dienerrinnen in's Schloß getragen wird.

Unter fernem Jagdgetöse kommt Americh, des Königs Waffentragender, und meldet dem Pförtner Bertram den Besuch des in Begleitung des berühmten maurischen Arztes Ebn-Jahia herannahenden Königs an. Die Angemeldeten treten auf und während Ebn-Jahia abgeht, um zunächst das schlafende Mädchen zu beobachten, steht der König Gott an, daß er dem Arzte die Macht verleihen möge, seinem Kinde das Augenlicht zu geben. Ebn-Jahia kehrt zurück und erklärt, daß eine Heilung nur versucht werden könne, wenn Jolanthe sich ihres Unglückes bewußt geworden und in ihr ein heißes Verlangen nach dem unbedingten Gebrauche des Gesichtsinnes erweckt worden sei. Da der Arzt aber auch dann Heilung nur eroffen, nicht aber bestimmt versprechen kann, widersteht sich der Vater dieser ihm grausam erscheinenden Forderung. Als Beide die Bühne verlassen haben, haben Robert, Herzog von Burgund, und Graf Vaudemont, sein Kampfgeselle, dem verborgenen Paradiese, treten durch die offen gebliebene Pforte ein, gewahren voller Staunen das ihnen fremde Schloßchen und beschließen trotz der ihnen aufgefallenen drohenden Inschrift, hier ein wenig zu verweilen. Der Hergag erzählt dem Freunde, wie er Mathilden, Gräfin von Lothringen, lieb gewonnen habe und wie er inniges Verlangen trage, von seinem Verlobniß mit Jolanthe, die er in einem Kloster wohnt, entbunden zu werden. Vaudemont sieht Fußspuren ihm Boden, die zu der Terrasse

des Schloßes führen, und gelangt, denselben folgend, an eine Türe, die nur leicht angelehnt ist. Er öffnet dieselbe und gewahrt die schlummernde Jolanthe. In's tiefste Herz getroffen von diesem Bilde, will er die Stätte solchen holden Zaubers nicht mehr verlassen, und über dem Streite zwischen ihm und Robert, der den Freund mit Güte oder mit Gewalt diesem Zauberreiche entföhren will, erwacht Jolanthe und tritt in's Freie hervor.

Robert, den Freund in Gefahr wählend, eilt ab, um seine Mannen herbei zu holen, und Jolanthe und Vaudemont bleiben allein. Die Königsstolter läßt den Fremden mit Wein und plaudert mit ihm, bis Vaudemont dadurch, daß Jolanthe ihm auf seine Witten um eine rothe Rose immer nur wieder weiße Rosen darreicht, ihre Blindheit gewahrt wird. In tiefstem Mitleiden aber voll glühender Liebe und hoher Begeisterung schildert er der Blinden nun die Bönne des Gesichtes und erklärt ihr des Lichtes gewaltigen Zauber. Sie lauscht seinen Worten mit Entzücken, ohne jedoch ein lebhafteres Verlangen nach dem Ersehnen des Lichtes zu bekunden.

Da kommen der König und die Freundinnen herbei, erbliden voller Erstaunen den Fremden und erfahren mit Schrecken, daß Jolanthe durch ihn bereits zum Bewußtsein ihres Unglückes gebracht worden sei. Schon will der König den Eindringling heftig anfahren, als ihm zu Sinne kommt, wie nun die Heilung der Blinden doch versucht werden könne. Zum Schein bedroht er Vaudemont mit dem Tode, dem dieser sofort verfallen soll, wenn die Heilung der Tochter nicht gelingt. Jolanthe bittet und fleht für ihn, den sie lieb gewonnen, und Vaudemont schwört ihr, für sie leben und sterben zu wollen. Nun will Jolanthe geheilt werden, nun will sie sehen können, um den Freund zu retten und den Geliebten zu schauen, und willig folgt sie Ebn-Jahia, der ihre Sehkraft erwecken will. Der König erklärt Vaudemont das Spiel, das er mit ihm treiben mußte, und letzterer bittet den ihm unbekanntem König um die Hand der Tochter. René verweigert dies, da sie bereits einem Anderen zugehört sei. Doch da nächt, um den Freund zu befreien, mit seinem Mannen Robert, erkant den König und legt nun, von Vaudemont dazu gedrängt, ein offenes Geständniß von seiner Neigung zur Gräfin Mathilde ab. Der König entbietet ihm seines Verlobnißes mit Jolanthe und will diese nun Vaudemont zum Weibe geben, falls ihre Heilung gelungen sei. Aber Vaudemont „liebt sie wie sie ist und will ihr treu zur Seite stehen, im Unglück auch.“ Da werden rufende Stimmen laut, Jolanthe steht das Licht! so schallt es näher und näher, und schließlich tritt Jolanthe selbst auf, gehilt und sehend! Sie bittet den Vater, ihr in dieser neuen Lichtwelt Schützer zu sein, der König aber führt ihr Vaudemont als einen jüngeren und rühigeren Beschützer zu, und mit einem allgemeinen Lob- und Dankesange singet das kleine rührende Drama seinen begeistertsten Abschluß.

Als die werthvollsten Partien der Partitur glauben wir die erste Scene zwischen Jolanthe, Brigitte und der Dienerrinnen bis zum Abgange derselben, das Auftreten Robert's und Vaudemont's und des Letzteren bis auf den allu Fotom'schen Symphonie an das Licht sonnig vertonten Zwiesgespräch mit Jolanthe und schließlich die vom Wiederauftreten Jolanthe's ab sich wirksam steigende Schluffcene bezichtigen zu sollen.

Die „Nürnberger Puppe“, deren Libretto in sein humoristischer Weise Momente der Pygmalion-Mythe und, sofern es sich darin um einen Mechanikus und um ein Automat handelt, solche aus E. Th. A. Hoffmann's Erzählung „Der Sandmann“ trahelt, ist bereits im Jahre 1852 zu Paris aufgeführt worden und zeigt uns ihren Autor, Adolph Adam, den Komponisten des „Frohlocken- und Benjamineau“, im Vollbesitze einer ungemein lebenswichtigen melodischen und bei aller Grazie und allem Humor stets feine charakterisirenden musikalischen Erfindungsraft. Gegenüber der lebensmüden Greisenhaftigkeit, die wir an manchen neueren Werken beklagen müssen und von der auch Tschaikowsky's „Jolanthe“ nicht ganz frei ist, — man achte beispielsweise auf das kurze Orchesterorchester der Oper und auf die Erzählung des maurischen Arztes — erscheint Adam's anmutige Schöpfung wie vom Glanze einer ewigen Jugendlichkeit überstrahlt, und wir glauben, daß unserer Hoftheaterleitung mit der Wahl dieses älteren Einakters ein außerordentlich glücklicher Griff in das volle Opernleben früherer Jahrzehnte gelungen ist. Die hübsch erkonnene und durchweg interessirende Handlung ist von einer Musik umspielt, die allüberall — von der reizvollen, mit einer Gavotte anhebenden und in einen Walzer auslaufenden Ouvertüre an bis zu dem marktschlägigen Schluffcouplet — feffelt und erfreut, und vor sich nach einem Dre und Gemüth erquickenden Ständchen frohen, harmlosen Genießens steht, wird gut daran thun, diese „Nürnberger Puppe“, die wahrlich keine eiserne Jungfrau ist, anzuführen.

Der Mechanikus und Spielwaarenfabrikant Cornelius schickt seinen Neffen und Gehilfen Heinrich, dem er dessen väterliches Erbe widerrechtlich vorenthält, ohne Nachsehen zur Ruhe, da er mit seinem abgöttisch geliebten Ebn-Jahia noch einen Fastnacht-Dienstagball zu besuchen gedenkt. Als Cornelius allein ist, holt er aus dem Nebenzimmer eine von ihm verfertigte Puppe hervor, welche er — da Natur nie ein für seinen Sohn genügend vollkommenes Weib erschaffen könne — durch Zauberhilfe zu befehlen und dann seinem Benjamin anzuvertrauen gedenkt. Noch ist keine Nacht, wie Dr. Faust's Höllenwang sie für ein solches Beginnen vorschreibt — eine Nacht, in der es bei hellem Sternenhimmel stürmt und schneit — dagewesen, und Cornelius hat daher das große Belebungsmerk noch immer aufschreiben müssen. Aber er ist fest überzeugt davon, daß es ihm gelingen werde, die schöne Puppe zu beleben, und als Benjamin nach Beiseitsetzung seiner Fastnacht eingetreten ist, um den Vater abzuholen, verpflichtet dieser ihm feierlich, ihn in kürzester Zeit mit einer Frau zu bekliden. Als Beide abgegangen sind, ersieht Heinrich wieder, der, statt sich zu Bett zu legen, ein Souper herbeigeschafft und sich als Neophilist maskirt hat, und nun seine geliebte Bertha erwartet, um mit dieser zu spielen und dann mit ihr auf den Maskenball zu gehen. Zwar haben Beide nichts — aber ihre Liebe macht sie überreich — und „darum gilt ihm alles anders gleich.“ Bertha kommt, jedoch ohne Maskenkostüm. Schon sei sie auf dem Wege gewesen, um sich für ihr schwer erarbeitetes Geld ein glänzendes Kostüm zu kaufen, da habe eine gebühte und sorgenschwere Frau ihr ein hungerndes Kind entgegengedragen, und schnell entschlossen habe sie ihr Erspartes zur Viderung fremden Leides hingegeben.

Heinrich umarmt sein Mädchen mit zärtlicher Nührung und will eben hinaus, um auch seinen Maskenkauf abzulegen und civiliter mit der Geliebten zu soupern, als ihm die Puppe im Nebenzimmer einfällt und er Bertha nun überredet, deren glänzendes Gewand für diese eine Nacht zu entleihen. In einem fröhlichen Tanzduo preisen die beiden glücklichen Menschenkinder diesen genialen Einfall und Bertha geht ab, um sich für den Maskenball zu schmücken. Heinrich erwartet sie, hört jedoch plötzlich auf der Treppe die Schritte seines Oheims und flüchtet sich — immer noch als Neophilist — in den Kamin. Cornelius und Benjamin kehren unerwartet früh zurück, da Ersterer die Nacht für geeignet hält, den Belebungszauber zu vollbringen. Er sucht in Faust's Höllenwang nach den Beschwörungsworten, während Benjamin im Kamin Feuer amacht. Für Heinrich wird die Situation dadurch so ungemüthlich, daß er die ersten Beschwörungsworte des Alten benutzt, um den beiden furchtbar erschreckenden Zauberern als veritabler Teufel gegenüberzutreten. Auf Neophilist's Gebet erscheint sodann Bertha als die lebendig gewordene Puppe, singt erst, von Heinrich im Stillen mit der Situation vertraut gemacht, eine längere Arie, in der sie ihr neues Leben und die Macht der Liebe preist, und verlangt dann zu essen, wofür Neophilist auch ein Souper herbeigeschafft hat, das Vater und Sohn aus der Kammer neben der Küche nur herbeizuholen hätten. Als Cornelius und Benjamin von Heinrich gleichsam hinausmagetisiert worden sind, eilt dieser in sein Zimmer ab, um den Neophilist verschwinden zu lassen, und Cornelius und Benjamin, die mit Geschür, Speisen und Flaschen eintreten, finden nur noch Bertha vor, die aber nun seinen Hunger mehr verschärfen will, sondern das Tischgut an seinen vier Ecken fast und mit allem darin Befindlichen zum Fenster hinauswirft.

Immer toller treibt sie es mit den Beiden, läßt sie marschiren und wirft schließlich alle Möbel und Spielwaaren durcheinander, bis sie, von Cornelius wüthend verlosat, in das Cabinet schlüpf und die Türe rasch hinter sich verschließt. Jetzt tritt Heinrich, scheinbar ganz schlaftrunken, auf und fragt, was denn hier für ein Höllenlärm los sei. Er sucht die Beiden so lange aufzuhalten, bis Bertha sich umgekleidet haben könnte, und geht dann erst durch die Eingangstüre ab, um der Geliebten durch Anstellen einer Leiter an das Zimmerfenster die Flucht zu ermöglichen. Cornelius und Benjamin bleiben sitzend allein, und Ersterer läßt schließlich den heroischen Entschluß, in die Kammer zu gehen und die teuflische Puppe mit einem kräftigen Hammer-schlag zu zertrümmern. Als dieses geschehen ist, tritt Heinrich wieder ein und bittet den Oheim um Vergebung, da er eines Tages in dessen Abwesenheit das geheime Cabinet betreten und bei neugierigem Betasten derselben die wunderthätige Puppe zerbrochen habe. Um bis morgen durch Täuschung Zeit zu gewinnen, habe er an Stelle der Puppe Bertha, seine Geliebte, treten lassen. Diese möchte der Oheim nun doch ihrer Gast entlassen. Cornelius und Benjamin, Ersterer einer Ohnmacht nahe, stellen sich häufig vor die Türe des Cabinetes und vorweigern Heinrich den Eintritt. Dieser droht mit der Nachtwache, die eben unten am Hause vorbeiföhret, und Cornelius verspricht schließlich, alles zu thun und zu geben, was Heinrich nur verlangen würde, wenn dieser schwören wolle, nie zu verrathen, was er im Cabinet erschauen werde. Heinrich gelobt, zu schweigen, wenn der Oheim ihm sein Erbe herausgeben wolle. Mit schwerem Herzen übergibt Cornelius dem Neffen ein Kästchen voller schwerer Thaler und Heinrich holt nun triumphirend aus dem Vorkaale Bertha herbei, die er den Gefoppten als sein Bräutchen vorstellt. Glücklicherweise das gelungene Spiel laßt das Mädchen Oheim und Neffen zum bald bevorstehenden Hochzeitsschmause ein, und Bertha beschließt die übermüthige Komödie mit den Worten: „Ein Wunsch nur wacht hier Tag und Nacht: nur meinem Mann möcht' stets ich gefallen. Ihm nur — und euch (zum Publikum), ja euch vor allen. Glücklich bin ich, hab' ich dies Ziel erreicht.“

Wir glauben zuversichtlich, daß diesem Wunsche der „Nürnberger Puppe“, soweit derselbe sich auf das Publikum erstreckt, hierorts volle Erfüllung beschieden sein wird.

Großherzogthum Baden.

Karlsruhe, den 25. Januar.

(Für die Ertheilung eines Schifferpatents) wird zur Zeit neben der Entscheidungsportel eine Taxe von 10 M. erhoben, während die Taxe für die Ertheilung eines Steuermannspatents nur 3 M. beträgt. Da die Gebühren für die Ertheilung eines Schifferpatents in den benachbarten deutschen Staaten erheblich geringer sind, als bei uns, und da die jetzige Höhe der Gebühr dazu geführt hat, daß in manchen Fällen sich die Schiffsführer der Erbringung des Befähigungsnachweises und der Erwirkung des Schifferpatents zu entziehen suchen, wodurch die Sicherheit des Verkehrs auf den Wasserstraßen gefährdet wird, da endlich auch ein innerer Grund für eine höhere Normirung der Taxe für das Schifferpatent gegenüber derjenigen für das Steuermanns-(Vootsen-)Patent nicht vorliegt, ist es für angemessen erachtet worden, die Taxe für die Ertheilung beider Patente gleichmäßig auf 3 M. festzusetzen.

Manheim, 24. Jan. (Städtisches). Der Stadtrath hat für das Wöchnerinnen-Asyl pro 1894 einen Beitrag von 2500 M. in das Budget eingestellt. — Eine Anzahl Stadtverordneter hat dem Stadtrath den Antrag auf Errichtung von Wärmehallen unterbreitet, wie solche bereits in Karlsruhe mit Erfolg bestehen. In der letzten Sitzung des Stadtraths wurde dieser Antrag beraten und der Baukommission zur Prüfung und Antragstellung überwiesen. — Gegenwärtig wird die Straße von der Schloßterrasse nach der Rheinbrücke einer durchgreifenden Renovation unterzogen, welche einen Kostenaufwand von 39000 M. erfordert, wovon die Stadt $\frac{1}{2}$ mit 19000 M. zu leisten hat, während die übrigen $\frac{1}{2}$ der Staat zahlt. Die Renovation wird hauptsächlich durch den Umstand bedingt, daß einzelne Bestandtheile der Brückenauffahrt, besonders des Oberbaues, in bedeutlicher Weise durch die atmosphärischen Einflüsse gelitten haben. Es muß deshalb eine Erneuerung der schadhaften Eifentheile, sowie eine Verbesserung der Wasserabzugskanäle erfolgen. Ferner sollen die Fußgängertrötroirs verbreitert, das Schutzgelande erhöht und eine kräftigere Befestigung der Schwergeländer vorgenommen werden. Zur Verstellung der Mittelstraße in den Redar-

